

# HERDER KORRESPONDENZ

Monatshefte für Gesellschaft und Religion 53. Jahrgang Heft 7 Juli 1999

Über unsere paradoxe Gesellschaft läßt sich kaum eine allgemeine Aussage machen, deren Gegenteil nicht auch wahr wäre.

*Dietmar Mieth*

## Passanten auf der Kirchenmeile

Sorge und Klage wegen der offenkundigen Probleme, mit denen die traditionellen kirchlichen Gemeinschaftsformen, besonders die Territorialgemeinde, aber auch die katholischen Verbände offenkundig zu kämpfen haben, verstellen oft den Blick darauf, wo neue „Gemeinden“ und Gemeinschaften entstehen, nicht nur überkommene Sozialformen der Volkskirche verdunsten, sondern sich andere kirchliche Sozialformen neu herausbilden. Auch wenn dabei keineswegs schlichte Kompensation behauptet werden kann, in dem Sinne etwa, das alles was dort wegbricht, in anderer Form neu entsteht, so gilt es doch dieses Stück Dynamik und Vitalität der Kirche wahrzunehmen, auch wenn hier nicht, volkskirchliche Maßstäbe im Hinterkopf, nach Hunderttausenden gezählt werden darf.

Sicherlich, die „normale“ Pfarrgemeinde in der Stadt wie mittlerweile auch auf dem Land bietet oft ein recht freudloses Bild. Solche Tristesse schmerzt um so mehr, da doch in den letzten Jahrzehnten die Pfarrgemeinde als Mittelpunkt aller pastoraler Strategien mit soviel Erwartungen beladen und im Rückblick wohl auch überladen wurde. Und kaum jemanden kann das weitere Schicksal der meist mit Mitgliederschwund und fehlendem Nachwuchs ringenden katholischen Verbände völlig kalt lassen. Schließlich wird sich in dem Maße, wie ihr Niedergang fortschreitet, auch das Bild der Kirche in Deutschland spürbar verändern.

Das allgemeine Lamento darf dennoch nicht übersehen lassen, daß es nach wie vor Gemeinden gibt, die über große Anziehungskraft verfügen. Dort nämlich, wo sie eine besondere spirituelle oder pastorale Prägung zu bieten haben: Die ausgesucht kindgerechte Liturgie zieht junge Familien auch zum

Preis halb- bis ganzstündiger Autofahrten an. Das anspruchsvolle kirchenmusikalische Programm oder bekanntermaßen niveauevolle Predigten locken katholisches Bildungsbürgertum im weiten Umkreis. Honoriert wird das mutige liturgische Experiment von „extrem traditionell“ bis „Avantgarde“. Andere wiederum fühlen sich besonders oder ausschließlich in einer Gemeinde politisch-prophetischer Ausrichtung zu Hause.

Oder sind nicht auch neue, oft junge „Gemeinden“ im Umfeld von Klöstern und Ordenshäusern entstanden – aus dem offenen Angebot hin zu einem Mitleben auf Zeit oder auch einer besonderen Kultur in der Feier bestimmter Kirchenfeste? Die gleichen kommen immer wieder, oft sehr regelmäßig und über einen längeren Zeitraum, man trifft sich an diesem Ort, der Aufenthalt wird ein festes Ritual im Jahr. Geboten werden die „Auszeit“ in einem anstrengenden Berufsleben, die konzentrierte und geistliche Atmosphäre, um sich auf wichtige Lebensentscheidungen vorzubereiten, eine die Bedürfnisse des Gastes respektierende Führung durch spirituell sensible Ordensangehörige.

Neue Gemeinden entstehen aber auch an den Zentren und bei den regelmäßigen Großtreffen der unter dem Verlegenheitsbegriff „neue geistliche Bewegungen“ zusammengefaßten oder auch manchmal zusammengezwungenen kirchlichen Gemeinschaften. Deren Anziehungskraft scheint zum Teil auch daher zu rühren, daß sie meist, bei allen Unterschieden in spiritueller Ausrichtung und innerkirchlicher Positionierung, in der Gestaltung der Gruppenzugehörigkeit und -bindung viele Abstufungen kennen, vom festen Gelübde über Kreise entschiedener Sympathisanten bis zu den Nutzern temporärer Angebote und schlichten „Passan-

ten“. Eine besondere Art neuer kirchlicher Gemeinschaftsbildung findet sich auch an Exerziten- und Bildungshäusern, wo sich „Gemeinden“ mit oft relativ großer Konstanz um ein bestimmtes spirituelles oder kulturelles Angebot, vor allem aber um überzeugende Persönlichkeiten scharen.

Im wörtlichen Sinne „en passant“ entsteht eine neue Gemeindeform auch um die mittlerweile recht zahlreichen Experimente unter dem Label City-Pastoral. „Foren“ und „Offene Gemeinden“ in Köln, Dortmund, Frankfurt, Recklinghausen oder Hamburg entwickeln eine ganz eigene und in Zukunft vermutlich noch wachsende Attraktivität für das urbane Klientel: beispielsweise für die vielen Singles oder auch die in irgendeiner Weise von den spezifischen sozialen Verwerfungen städtischer Zentren Betroffenen.

Solche Phänomene neuer kirchlicher Gemeinschaftsbildung zu einem Trend zusammenzufassen, kann nicht heißen, ihre Verschiedenheit zu übersehen: Die einen lockt das niederschwellig gehaltene Angebot einer intelligenten Passantenpastoral, die anderen suchen gerade das intensive Frömmigkeitserlebnis; einmal sind es hohe ästhetische Ansprüche oder eine besondere Sensibilität für liturgische Gestaltung, ein anderes Mal das Geborgenheitsgefühl überschaubarer kleiner Gemeinschaften, die zu mehr oder weniger regelmäßigen Kontakten mit unterschiedlichstem Engagement motivieren.

Im einen Fall wird die Hinwendung zu einer dieser neuen „Gemeinden“ auch entschiedene Absetzbewegung sein: sei es das Fremdsein in einem engen, die Pfarrgemeinden nach wie vor prägenden kulturellen und geistigen Milieu, die Flucht vor dem dort von Mitgliedern erwarteten Engagement, das Ausgegrenztsein durch eine fast ausschließlich an der Lebenswelt der Normalfamilie orientierte Pastoral, die Aversion gegen alles, was den Anschein kirchlicher Rekrutierungsstrategie erweckt, die Scheu vor der Institutionalisierung alles Geistigen und Geistlichen, die Enttäuschung über zuviel Durchschnittschristentum ebenso wie über zu hohe Ansprüche.

Im anderen Fall finden über bestimmte Bedürfnisse und Interessen auch Menschen zu diesen „Gemeinden“ oder Zentren, die erst gar nicht in eine Pfarrgemeinde sozialisiert wurden oder sich in frühester Jugend schon verabschiedet haben. Und das gilt für Citykirchen ebenso wie für das Umfeld von neuen geistlichen Bewegungen.

Gemeinsam aber ist all diesen Vergemeinschaftungsformen, daß sich in ihnen jene gesellschaftlichen Veränderungsprozesse widerspiegeln, die bis zum Überdruß unter den Stichworten der Individualisierung, der biographischen, weltanschaulichen und kulturellen Pluralisierung und der Mobilisierung beschrieben sind; Prozesse, in deren Folge der soziale Nahraum überhaupt zunehmend an Bedeutung verliert und die früheren konfessionellen Milieus als primäre So-

zialisationsinstanzen in die territorial strukturierten Kirchengemeinden immer mehr abgeschmolzen sind.

Neue Gemeinschaftsformen entsprechen offenkundig besser als die normale Pfarrgemeinde oder der überkommene kirchliche Verband diesen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, den heutigen Lebensräumen oder -stilen, der Alltagskultur und einer modernen Passantenmentalität. Denn unabhängig von ihrem jeweiligen inhaltlichen Profil zeichnet sie alle eine besondere Sensibilität für Bedürfnisse und Erwartungen des Zeitgenossen aus, auch für deren gelegentliche Widersprüchlichkeit: Anspruch auf individuelle Gestaltung des Glaubenslebens, auf selbstbewußte Entscheidungen über Intensität und Dauer des persönlichen Engagements auch für Glauben und Kirche; Wunsch nach Orientierung und Begleitung durch authentische Persönlichkeiten; Drang nach größtmöglicher Freiheit und doch auch das Bedürfnis nach Geborgenheit und Beheimatung.

### Entsteht eine Kirche der informellen Gruppen?

Der hochmobile Zeitgenosse, beruflich viel unterwegs und auch gewöhnt, familiäre Kontakte über größere räumliche Distanzen pflegen zu müssen, fährt dorthin, wo er sich etwas für sein persönliches Glaubensleben verspricht – das schlechte Gewissen des „Fremdgehens“ hat er dabei nicht oder wohl immer weniger. Der Single sucht die Alternative zu der durch die Lebenswelt von Normalfamilien dominierten Pfarrei. Und die zeitlich stark und unregelmäßig beanspruchte Berufstätige greift auf die Möglichkeit sporadischen und spontanen Engagements zurück, auf spirituelle Angebote, die sich in ihren Alltag integrieren lassen.

Sicherlich gehen auch Theologen nicht einfach nur einem soziologischen Modebegriff auf den Leim, wenn sie die Suche nach dem ästhetischen, kulturellen und auch spirituellen Erlebnis, den Imperativ der „Erlebnisgesellschaft“, als ein weiteres entscheidendes Kriterium ausweisen, nach dem Christen auch ihr Glaubensleben zu organisieren suchen.

Einmal nur von außen betrachtet dürfte die nahezu optimale Mischung aus Gemeinschaftserfahrung, „Event“ und der Möglichkeit zu individueller Gestaltung die erstaunliche Attraktivität von *Wallfahrten* ausmachen. Santiago de Compostela boomt geradezu. Zugleich zeigt das Beispiel Wallfahrten auch, daß zeitgemäße kirchliche Frömmigkeits- und Gemeinschaftsformen nicht immer nur jenseits der Tradition zu suchen sind.

Auch der Katholikentag hat mit einer neuen Veranstaltungsform auf seine Art dieser Entwicklung Rechnung getragen. Mit offenkundigem Erfolg. Seit Dresden 1994 gibt es eine „Kirchenmeile“ und damit auch den von den Veranstaltern eindeutig identifizierten Trend, daß ein Teil der Katholikentagsbesucher gerade und ausschließlich auf dieses Angebot

zurückgreift: Entlang einer Straße präsentieren sich die unterschiedlichsten kirchlichen Gruppen, Verbände und Initiativen, stellen mehr oder minder kreativ ihre Arbeit, ihren inhaltlichen Schwerpunkt vor und der Besucher flaniert und beobachtet, sucht den Kontakt. Wo eine Gruppe oder Initiative sein besonderes Interesse weckt, gestaltet er selbst die Begegnungen zwischen flüchtiger Neugierde, distanzierendem Amusement und Informationsbedarf, aber auch in langen und intensiven Gesprächen. Vielleicht ein Zukunftsmodell für den Katholikentag. Kann aber eine „zeitgemäße“, auch unter den aktuellen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen attraktive Kirche eine Kirchenmeilen-Kirche sein?

Entsteht unter diesen Rahmenbedingungen eine Kirche der informellen Gruppen, der offenen „Zentren“, einmal mit besonderem liturgischen, ein anderes Mal besonderem pastoralen Profil? Wird künftig auch die Mitgliedschaft auf Zeit oder auch der Schnupper-Kontakt zum Angebot attraktiver kirchlicher Gemeinden und Gemeinschaften schlicht dazugehören müssen?

Der Frankfurter Systematiker *Medard Kehl* prognostiziert, die Kirche werde künftig sehr viel stärker in „Kristallisationspunkten“ leben. Den Pfarrgemeinden bleibe dann gerade noch eine gewisse gottesdienstliche und pastorale Grundversorgung. Der Freiburger Religions- und Kirchensoziologe *Michael N. Ebertz* mahnt die Kirchen zu einem offensiven und entschiedenen Umgang mit dieser Entwicklung: Will die Kirche evangelisierend, inkarnatorisch und damit auch zeitgenössisch sein, müsse sie, um stärker an den Lebensräumen und Lebenswelten der Menschen von heute angeschlossen zu sein, beispielsweise sehr viel mehr noch in „pastoralen Gelegenheitsstrukturen“ präsent sein. Jenseits oder zumindest zwischen den Grenzen und Ebenen traditioneller Kirchengemeinden brauche es deutlich mehr oder weniger niederschwellige und „passagere“ Angebote für die verschiedenen gesellschaftlichen Milieus und Szenen.

### Notwendig sind auch Gegenakzente

Die Freude über solche neuen Gemeinden und Gemeinschaften sollte jedoch nicht zu neuerlichen Einseitigkeiten verleiten. Diese zu fördern und zu pflegen, darf nicht blind machen für Unterschiede und Ungleichzeitigkeiten in den gesellschaftlichen Veränderungsprozessen ebenso wie damit auch im Kirchenvolk: Längst nicht alle sind die perfekten Solisten in Sachen Glaube und Kirche. Entsprechend groß darf und muß die Vielfalt auch der Vergemeinschaftungsformen des Glaubens sein. Für das mit der Bewahrung der Einheit betraute Amt wird die Aufgabe in jedem Fall immer schwieriger. Um hier beziehungsloses Nebeneinander ebenso wie destruktive Konkurrenz zu verhindern, muß vor allem geklärt werden, wie in den einzelnen Gemeinschaftsformen

auch gesamtkirchlicher Verantwortung Rechnung getragen werden kann.

Ohne Vorurteil und übertriebene Bedenkenträgerei gilt es die neuen Gemeinden zu prüfen und zu befragen, ob dort gelegentlich nicht allzu sehr eine – wie niveauvoll auch immer sich gerierende – Anspruchsmentalität bedient wird. Ob, mit dem berechtigten Anspruch, der Disposition des einzelnen gerecht zu werden, geschlossene kirchliche Milieus und Szenen entstehen, Zirkel von Gleichgesinnten, in den letztlich nur ein snobistisches „Wir unter uns“ gepflegt wird? Private Kuschelgruppen oder unverbindlicher geistlich-geistiger Konsum machen noch keine kirchliche Gemeinde aus.

Umgekehrt aber muß, wer so fragt, klären und auch theologisch-ekkesiologisch begründen, was eigentlich das soziale Charakteristikum kirchlicher Gemeinschaften ist. Wieviel Verbindlichkeit und welche Intensität, welches Maß an Homogenität oder Offenheit sind unverzichtbar für den den Christen aufgetragenen Aufbau von Gemeinde? Dieser Anstrengung muß sich die Kirche immer wieder neu und aktuell besonders unterziehen. Schließlich darf grundsätzlich nicht aus dem Blick geraten, daß der gemeinschaftliche Vollzug der religiösen Überzeugung wesentliches Charakteristikum des Christentums ist.

Ohne falschen Romantizismus oder weltfremden Idealismus zeigen die neuen Gemeinden aber auch, was man an der traditionellen Pfarrgemeinde bei all ihren Schwächen hatte: Zumindest idealerweise zeichnete sie doch gerade das Zusammenleben von Generationen, von verschiedenen Schichten und Berufsgruppen und eine ihr ganz eigene Solidaritätsstruktur aus.

Wenn nun auch die Zeiten endgültig vorbei sein sollen, in denen ein solches Zusammenleben mehr oder weniger selbstverständlich war, muß dennoch geprüft werden, wo in der Kirche und ihren Gemeinschaften auch Gegenakzente zu einer allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung gesetzt werden können, Akzente die zugleich für den Aufbau der Gemeinde, die *Koinonia*, unverzichtbar sind.

Im Gegenteil, es könnte gerade auch der Dienst der Kirche in ihrer Zeit und an den Zeitgenossen sein, wenn ihre Gemeinden bestimmte Zumutungen zu leben bereit sind: das Engagement für eine Gemeinschaft auch gegen bestimmte persönliche Bedürfnislagen, die soziale Verbindlichkeit und die Übernahme der Verantwortung für das Ganze. Und ließe sich nicht doch auch die Zumutung eines Gegenübers aushalten, das ganz andere ästhetische Vorstellungen, andere liturgische Präferenzen, einen anderen Bildungsgrad oder gar politische Orientierungen besitzt?

Natürlich, das darf nicht nur mit zusammengebissenen Zähnen, größter Selbstverleugnung und entsprechendem sozialen Druck möglich sein. Aber macht denn das Zusammensein mit den immer gleichen Gleichen und Gleichgesinnten auf Dauer wirklich Spaß?

*Alexander Foitzik*